

Gramelsberger, Gabriele; Vaillant, Kristina

"Freie ForscherInnen statt Low Budget Academics" – Entwicklung eines (Berufs-)bildes "Freie ForscherIn" an der Schnittstelle zwischen Universität und Wissensgesellschaft

Solga, Heike [Hrsg.]; Huschka, Denis [Hrsg.]; Eilsberger, Patricia [Hrsg.]; Wagner, Gert G. [Hrsg.]: Findigkeit in unsicheren Zeiten. Opladen ; Farmington Hills, Mich. : Budrich UniPress 2008, S. 95-116. - (Ergebnisse des Expertenwettbewerbs "Arts and Figures – GeisteswissenschaftlerInnen im Beruf"; 1)



Quellenangabe/ Reference:

Gramelsberger, Gabriele; Vaillant, Kristina: "Freie ForscherInnen statt Low Budget Academics" – Entwicklung eines (Berufs-)bildes "Freie ForscherIn" an der Schnittstelle zwischen Universität und Wissensgesellschaft - In: Solga, Heike [Hrsg.]; Huschka, Denis [Hrsg.]; Eilsberger, Patricia [Hrsg.]; Wagner, Gert G. [Hrsg.]: Findigkeit in unsicheren Zeiten. Opladen ; Farmington Hills, Mich. : Budrich UniPress 2008, S. 95-116 - URN: urn:nbn:de:0111-opus-36146 - DOI: 10.25656/01:3614

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-opus-36146>

<https://doi.org/10.25656/01:3614>

in Kooperation mit / in cooperation with:



Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.

This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Mitglied der



Leibniz-Gemeinschaft

Heike Solga, Denis Huschka, Patricia Eilsberger,
Gert G. Wagner (Hrsg.)

Findigkeit in unsicheren Zeiten

Ergebnisse des Expertisenwettbewerbs

„Arts and Figures – GeisteswissenschaftlerInnen im Beruf“

Ergebnisse des Expertisenwettbewerbs
„Arts and Figures – GeisteswissenschaftlerInnen
im Beruf“

Band I

GEFÖRDERT VOM



Bundesministerium
für Bildung
und Forschung

Der dieser Veröffentlichung zugrunde liegende Wettbewerb wurde mit Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung unter dem Förderkennzeichen 07SWFGS gefördert. Die Verantwortung für den Inhalt dieser Veröffentlichung liegt bei den HerausgeberInnen.

Heike Solga, Denis Huschka, Patricia
Eilsberger, Gert G. Wagner (Hrsg.)

Findigkeit in unsicheren Zeiten

Budrich UniPress Ltd.
Opladen & Farmington Hills 2008

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Dieses Werk ist bei Budrich UniPress erschienen und steht unter folgender Creative
Commons Lizenz: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/2.0/de>
Verbreitung, Speicherung und Vervielfältigung erlaubt, kommerzielle Nutzung und
Veränderung nur mit Genehmigung des Verlags Budrich UniPress.



Dieses Buch steht im OpenAccess Bereich der Verlagsseite zum kostenlosen
Download bereit (<http://dx.doi.org/10.3224/94075512>)
Eine kostenpflichtige Druckversion (Printing on Demand) kann über den Verlag
bezogen werden. Die Seitenzahlen in der Druck- und Onlineversion sind identisch.

ISBN 978-3-940755-12-4
DOI 10.3224/94075512

Umschlaggestaltung: disegno visuelle kommunikation, Wuppertal – www.disenjo.de
Verlag Budrich UniPress Ltd.
<http://www.budrich-unipress.de>

Inhalt

<i>Bundesministerin Dr. Annette Schavan</i> Grußwort	7
<i>Heike Solga, Denis Huschka, Patricia Eilsberger, Gert G. Wagner</i> Findigkeit in unsicheren Zeiten: Einleitung und Anliegen des Buches	9
I. Die berufliche Situation von GeisteswissenschaftlerInnen	
<i>Maria Kräuter, Willi Oberlander, Frank Wießner</i> Zurück in die Zukunft: Berufliche Chancen und Alternativen für GeisteswissenschaftlerInnen	17
<i>Manuel Schandock, Nancy Scharpff</i> Erwerbschancen im Wandel der Zeit – Eine empirische Analyse der Entwicklung des beruflichen Erfolgs von GeisteswissenschaftlerInnen in Deutschland von 1985 bis 2004	41
II. Vom Allgemeinen zum Besonderen: Berufsspezialisierung und besondere Berufsgruppen	
<i>Kathrin Leuze, Susanne Strauß</i> Berufliche Spezialisierung und Weiterbildung – Determinanten des Arbeitsmarkterfolgs von GeisteswissenschaftlerInnen	67
<i>Gabriele Gramelsberger, Kristina Vaillant</i> „Freie ForscherInnen statt Low Budget Academics“ – Entwicklung eines (Berufs-)bildes „Freie Forscher/in“ an der Schnittstelle zwischen Universität und Wissensgesellschaft	95

Jens A. Forkel

Bononia Docet. Hochschule und wissenschaftliches Volontariat
am Museum im Wandel der Europäischen Hochschulreform 117

III. Deutsche GeisteswissenschaftlerInnen im internationalen Vergleich

Michael Gebel, Johannes Gernandt

Soziale Ungleichheit von Geisteswissenschaftlern im Beruf 157

Eva Bosbach

Geisteswissenschaftler in den USA – Promotion und
Karrierewege im Spiegel der Bildungsforschung 175

AutorInnenverzeichnis 201

„Freie ForscherInnen statt Low Budget Academics“ – Entwicklung eines (Berufs-)bildes „Freie ForscherIn“ an der Schnittstelle zwischen Universität und Wissensgesellschaft

Gabriele Gramelsberger, Kristina Vaillant

1. Einleitung

In einem Artikel der Zeitschrift *Gegenworte* beschreibt Elisabeth Meyer-Renschhausen den Status freischaffender AkademikerInnen treffend als: unsichtbar. Sich mit vielerlei Jobs und Projekten über Wasser haltend, aber sich immer noch forschend, lehrend und publizierend am akademischen Diskurs beteiligend, ist die Problemlage dieser freien ForscherInnen als externe Lehrbeauftragte oder Privatdozenten zwar hinreichend bekannt, als gesellschaftliche Gruppe aber sind sie weitgehend unsichtbar. Im Jahr 2003 standen den 26.918 hauptberuflichen GeisteswissenschaftlerInnen an den deutschen Hochschulen 24.296 nebenberufliche GeisteswissenschaftlerInnen (Lehrbeauftragte, Privatdozenten und wissenschaftliche Hilfskräfte) gegenüber.¹ Keine Interessensvertretung oder unterstützende Infrastruktur stärkt die Position dieser freischaffenden GeisteswissenschaftlerInnen. Die Heterogenität ihrer Einzelschicksale und die Fähigkeit, „Krisen durch Selbsthilfe mittels Eigenarbeit“ (Meyer-Renschhausen 2004: 66) zu meistern, verhindern die Entstehung eines gesellschaftlich wahrnehmbaren Bildes freischaffender ForscherInnen – analog zu freischaffenden KünstlerInnen, AutorInnen oder ArchitektInnen.

Dieser Status der „Unsichtbarkeit“ täuscht leicht darüber hinweg, dass freischaffende AkademikerInnen einen nicht unerheblichen Beitrag zur geis-

1 BMBF 2005a: Tabelle 4.14.7 und 4.14.9 (Geisteswissenschaften: Sprach- und Kulturwissenschaften, Sport sowie Kunst und Kunstwissenschaften).

teswissenschaftlichen Forschung an der Schnittstelle zwischen Universität und Wissensgesellschaft leisten. Den akademischen, förderpolitischen und disziplinären Zwängen enthoben, handelt es sich dabei oft um originellere und innovativere Forschungsarbeiten als sie im akademischen System zu leisten wären. Gerade diese Freiheit der Forschung lockt AkademikerInnen auch aus dem System. Die Möglichkeiten und Bedingungen einer Infrastruktur für freischaffende ForscherInnen sollen daher die positiven Aspekte freier Forschung zur Geltung bringen mit dem Ziel, das Innovations- und Kreativpotenzial freischaffender ForscherInnen an der Schnittstelle zwischen Universität und Wissensgesellschaft einzubinden. Dabei steht die Fragestellung im Mittelpunkt, welche marktfähigen Forschungsformate die Geisteswissenschaften entwickeln können, um einen originär geisteswissenschaftlichen Beitrag zur Wissensgesellschaft zu leisten. Auf dem Weg zur Wissensgesellschaft, so die These, eröffnet freie geisteswissenschaftliche Forschungsarbeit nicht nur ein neues Marktpotenzial, sie stellt auch einen integralen Bestandteil der aktuellen gesellschaftlichen Transformation dar. Dabei wird zu zeigen sein, dass marktfähige Forschungsformate als wichtige Wissensdienstleistungen nicht nur einen Beitrag zur Qualifizierung der Wissensproduktion privatwirtschaftlicher Dienstleister bieten, sondern dass sie darüber hinaus das bestehende Wissenschaftssystem unterstützen und entlasten können. Das Szenario des (Berufs-)bildes „Freie ForscherIn“ zeigt daher Möglichkeiten auf, Sichtbarkeit, Status und Infrastruktur für freie Forschungsarbeit zu etablieren sowie Marktchancen zu identifizieren.²

2 In zehn Interviews mit freischaffenden AkademikerInnen sowie in vier Fachgesprächen wurde ein Stimmungsbild erstellt, das sowohl Probleme wie Möglichkeiten freier Forschungsarbeit deutlich macht. Unser Dank gilt daher den InterviewpartnerInnen, die uns in großzügiger Weise ihr Wissen offen legten, sowie folgenden ExpertInnen: Veronika Mirschel, ver.di Referat Freie und Selbständige; Stefan Reuyß und Svenja Pfahl, SowiTra Institut für sozialwissenschaftlichen Transfer Berlin; Dr. Regina Frey, Genderbüro Berlin; Irene Hohlheimer, Institut für Freie Berufe (IFB) an der Universität Erlangen. Für die tatkräftige Unterstützung bei der Recherche zu dieser Expertise möchten wir Nadine Csonka von der Technischen Universität Berlin danken.

2. Problemlage

2.1 Situation geisteswissenschaftlicher AbsolventInnen

Die Idee, ein (Berufs-)bild „Freier ForscherInnen“ zu entwickeln, ist vor dem Hintergrund der aktuellen Arbeitsmarktsituation der akademischen Geisteswissenschaften wie auch der Anforderungen der Wissensgesellschaft angesiedelt. Das Problem der Geisteswissenschaften liegt darin, dass sie zwar ein Viertel der akademischen AbsolventInnen in Deutschland ausbilden, dass diese AbsolventInnen – im Unterschied zu den Natur- und Ingenieurwissenschaften – nicht für einen Lehr- und Forschungsmarkt ausgebildet werden, sondern im freien Markt ihr Auskommen suchen müssen.³ Dieser Markt wird in der Ausbildung jedoch kaum adressiert: Wie soll sich eine klassische PhilologIn, eine analytische PhilosophIn, eine ReligionswissenschaftlerIn oder eine VölkerkundlerIn am Markt ‚verkaufen‘?

Darüber hinaus kommt die inhaltliche Ausrichtung der Geisteswissenschaften den Bedürfnissen der StudentInnen, die später am Markt ihr Auskommen suchen, nicht unbedingt entgegen. Es fällt auf, dass die Mehrheit der Studiengänge an den Hochschulen sowie die Forschung der außeruniversitären Institute historisch ausgerichtet sind. Aktuelle Thematiken und Problemfelder erfahren wenig Aufmerksamkeit, von aktuellen Anwendungsfragen ganz zu schweigen. Die Adressierung zeitaktueller Entwicklungen ist jedoch nicht nur für die AbsolventInnen von großer Bedeutung, sondern für die Lebendigkeit der Wissenschaften selbst.⁴

3 Insgesamt waren 2003 in Deutschland in Forschung und Entwicklung 264.721 ForscherInnen tätig. Dieser Forschungsmarkt wurde 2003 von den Natur- und Ingenieurwissenschaften mit 58.900 AbsolventInnen, 8.600 Promotionen und 591 Habilitationen versorgt (BMBF 2005a: Tabellen 4.12.4, 4.15.1). Zwischen 1995 und 2005 wurden allein in den Sprach- und Kulturwissenschaften 663 Professorenstellen, eingespart, das waren rund 11% (Wissenschaftsrat 2006: 80).

4 In einer Studie zur Einschätzung der Situation seitens der Studierenden sprachen sich diese „für die Entwicklung neuer Fachprofile [aus.] Durch Schwerpunkte oder innovative Verknüpfungen können die neuen Medien, die Internationalisierung sowie die Kooperation mit außeruniversitären Einrichtungen (z.B. der Wirtschaft) nützliche Anknüpfungen bieten“ (BMBF 2001: 30).

Arno Bammé hat untersucht, wie aktuelle Themen und Anwendungsfragen in den Natur- und Ingenieurwissenschaften zu vitalen Sekundärwissenschaften führen. „Die tradierten Monodisziplinen verlieren an Bedeutung gegenüber den so genannten Sekundärwissenschaften ... Externe Zwecksetzungen werden zum Entwicklungsleitfaden der Theorie, ein Sachverhalt, der zweierlei beinhaltet: Einerseits wird die Theorie-Entwicklung für spezielle Gegenstandsbereiche die allgemeine Form, in der Wissenschaft ihre Beziehung auf externe Zwecke realisiert. Andererseits erfolgt hierdurch eine Verwissenschaftlichung der Gegenstandsbereiche selbst und nicht lediglich eine Anwendung von vorab erzielten wissenschaftlichen Resultaten auf diese Bereiche“ (Bammé 2004: 134).

Im Unterschied zur Situation der Geisteswissenschaften in Deutschland sind in den angloamerikanischen „Humanities“ sekundärwissenschaftliche Studiengänge verbreitet. Studien- und Forschungsbereiche wie Urban Studies, Area Studies, Media Studies, Cultural Studies, Science and Technology Studies bestimmen das Bild. Sie thematisieren zeitgenössische gesellschaftliche Problemstellungen, prägen die Diskurse und geben den AbsolventInnen die Möglichkeit, sich auf aktuelle gesellschaftliche Phänomene zu fokussieren. Darüber hinaus werden marktfähige Formate der Forschung – wie beispielsweise „Rapid Ethnography“ (vgl. Millen 2000) – aus dem konkreten Anwendungsbedarf heraus entwickelt, die zu Berufsprofilen ausgebaut werden. In anderen Worten: Die Humanities scheuen nicht den Kontakt zu aktuellen Entwicklungen und Anwendungsfragen, die als Bedarf der sich formierenden Wissensgesellschaft gesehen werden. Dadurch integrieren sie sich aktiv in aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen. Dies ist den StudentInnen in Deutschland wichtig, denn „generell äußern die Studierenden überwiegend ein großes Interesse an einer beruflichen Tätigkeit mit autonomen, fordernden und entwicklungsfähigen Aufgaben (zwischen 69 und 79% sind sie sehr wichtig). ... Viele Studierende erwarten jedoch erhebliche Schwierigkeiten bei der Stellenfindung. Weit mehr als in anderen Fächergruppen befürchten sie nach dem Studium eine inadäquate Beschäftigung oder gar Arbeitslosigkeit (58% zu 38% an den Universitäten insgesamt)“ (BMBF 2001: 13).

2.2 Situation freiberuflicher AkademikerInnen

Aktuellen Studien zufolge liegt die Wartezeit auf eine beruflich adäquate Position für GeisteswissenschaftlerInnen bei 5 Jahren (vgl. Herbert 2007). Bei jährlich rund 60.000 AbsolventInnen, sind zahlreiche GeisteswissenschaftlerInnen darauf angewiesen, als freischaffende AkademikerInnen ihr Auskommen zu suchen. Der hohe Anteil der nebenberuflich tätigen GeisteswissenschaftlerInnen an den Universitäten wie auch die Verdoppelung der freiberuflich Tätigen insgesamt spiegeln einen Trend wider,⁵ der in der sozialwissenschaftlichen Forschung unter den Schlagwörtern „neue Selbständige“, „Solo-Selbständige“ oder „AlleindienstleisterInnen“ diskutiert wird. Dabei ist die soziale Lage dieser „neuen Selbständigen“, vor allem in den Kreativberufen, durchaus prekär. Sie wechseln von einem Erwerbsstatus in den nächsten, sind mal Arbeitnehmer, mal selbständig, mal arbeitslos. Für sie ist die Gefahr unsteter Einkommen größer als bei anderen Selbständigen (vgl. Schulze Buschoff 2007). Im europäischen Vergleich ist ihre soziale Absicherung bei Krankheit, Alter und Arbeitslosigkeit in Deutschland unzureichend, da Selbständige in der Regel von den staatlichen Pflichtversicherungssystemen nicht erfasst werden. Dahinter verbirgt sich die Vorstellung, dass Selbständige im Gegensatz zu abhängig Beschäftigten nicht des kollektiven Schutzes der Solidargemeinschaft bedürfen auch wegen des, wie der ver.di Service für Selbständige schreibt, verbreiteten Irrglaubens, selbständige Arbeit sei generell hoch dotierte Arbeit (vgl. ver.di 2004). Ein Modell der sozialen Sicherung für diese Gruppe der Selbständigen gibt es lediglich für Künstler und Publizisten über die Künstlersozialkasse (KSK).

Obwohl zahlreiche GeisteswissenschaftlerInnen von dieser Situation betroffen sind, wurde die Situation freischaffender AkademikerInnen – im Unterschied zu den freien Kulturschaffenden – bislang kaum thematisiert. In Frankreich haben Anne und Marine Rambach mit ihrer Studie „Les intellos précaires“ 2001 auf die Lage der „Low-Budget-AkademikerInnen“ hinge-

5 Unter den Freien Berufen verzeichnet das Institut für Freie Berufe (IFB) von 1992 bis zum 1. Januar 2007 nahezu eine Verdoppelung. Waren zu Beginn der 1990er Jahre gut eine halbe Million Menschen selbständig in den freien Berufen tätig, so sind es Anfang des Jahres 2007 bereits eine knappe Million (954.000) (IFB 2007).

wiesen und in Österreich hat im März 2000 die Interessengemeinschaft Externe LektorInnen und freie WissenschaftlerInnen eine Studie zu „Externen Lehrern und freier Wissenschaft“ vorgelegt. Vergleichbare Studien fehlen bislang in Deutschland. Vereinzelt wird die Lage freischaffender AkademikerInnen in der Presse erhellt. Unter dem Stichwort „Discount-Dozenten“ (Financial Times Deutschland, 11.05.2007) und „Billigheimer der Wissenschaft“ (Spiegel-Online, 8.01. 2007) erfuhr 2006 eine breitere Öffentlichkeit über die prekäre Arbeitssituation der Lehrbeauftragten und Privatdozenten an deutschen Universitäten.

2.3 Situation freier (geisteswissenschaftlicher) ForscherInnen

Allerdings ist bislang weder über die persönliche Lebenssituation von freischaffenden AkademikerInnen viel bekannt, noch gibt es ein Bewusstsein dafür, dass mittlerweile – aus der Not eine Tugend machend – einige GeisteswissenschaftlerInnen als freie ForscherInnen tätig sind, die sich außerhalb der Universität und weitgehend abgekoppelt vom akademischen Fördersystem etablieren. Diese freien ForscherInnen haben in der Regel bereits während des Studiums und der Promotion als FreiberuflerInnen gearbeitet. Mit dieser Erfahrung haben sie nicht nur ein starkes Selbstbewusstsein als freie AkademikerInnen entwickelt, es ist ihnen darüber hinaus gelungen, einen Markt für ihre geisteswissenschaftlichen Leistungen zu erschließen. Auch wenn es sich zumeist nicht um rein wissenschaftliche Arbeit handelt, überwiegt der Forschungsanteil bei weitem, eine der InterviewpartnerInnen schätzte ihn auf 70% bis 80%. Freiberuflichkeit wird als eine echte und lohnenswerte Alternative zum Anstellungsverhältnis gesehen: „Ehrlich gesagt, solange die Geschäfte laufen, kann ich mir eine Professur gar nicht vorstellen. Das wäre eine tolle Position und Einkommen. Aber im Moment mache ich 100% das, was ich am besten kann, was mir am meisten Spaß macht und ich am sinnvollsten finde. Im Moment werde ich dafür bezahlt, wie es sich gehört. Wie lange das noch so geht, das weiß ich natürlich nicht. Aber ich verbessere meine Bedingungen von Produkt zu Produkt“ (Interview 9). Die Verwirklichung von Forschungszielen wie auch -stilen ist hierbei eine wichtige Motivation. Während festangestellte wie auch nebenberufliche ForscherInnen auf das akademische Anerkennungssystem angewiesen sind und

für wenig Geld oder gar unentgeltlich Publikationen, Vorträge und Lehraufträge leisten, erfahren „freie ForscherInnen“ Anerkennung in erster Linie unmittelbar durch ihre Auftraggeber. Das heißt nicht, dass sie keinen Wert auf Anerkennung durch das akademische System legen. Eine Kooperation mit Universitäten spielt jedoch eine untergeordnete Rolle, auch weil der eher praxisorientierte Zugang zur Forschung von der institutionellen Forschung häufig abgelehnt wird. „Ich kann diese Veröffentlichungen für meine akademische Laufbahn nicht verwerten, denn Auftragsstudien werden in akademischen Kreisen nicht hochgeschätzt. Es gibt eine Wissenshierarchie im akademischen Raum, wo Praxiswissen minder bewertet wird“ (Interview 4).

Doch es ist genau dieses Praxiswissen, das die geisteswissenschaftlichen AbsolventInnen auf ein Berufsleben außerhalb des Akademischen vorbereitet. Für die Geisteswissenschaften könnte die Kooperation mit freien ForscherInnen, die geisteswissenschaftliche Methoden bereits erfolgreich in den freien Markt eingeführt haben, das Manko der fehlenden praxisnahen Ausbildung kompensieren. Dies kann, angesichts der gesellschaftlichen Entwicklung zur Wissensgesellschaft den Geisteswissenschaften ein großes Gestaltungspotenzial eröffnen, denn zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit wird theoretisches Wissen selbst zu einem dominanten, sozioökonomischen Gut, dessen Bewirtschaftung am Beginn seiner Entwicklung steht. Neben Energie und Rohstoffen avanciert Wissen zur Schlüsselressource des 21. Jahrhunderts. Bereits 1973 zeigte Daniel Bell in seiner Studie „The Coming of Post-Industrial Society. A Venture in Social Forecasting“ (vgl. Bell 1973), dass theoretisches Wissen die maßgebliche Ressource post-industrieller Gesellschaften ist. In hochgradig mediatisierten, vernetzten und computerbasierten Gesellschaften vollzieht sich ein struktureller Wandel hin zur Verwissenschaftlichung und Theoretisierung von Prozessen. Die Generierung, Umsetzung und Organisation von Wissen werden dabei zur zentralen Quelle der Produktivität und des Wachstums. Welche Rolle die Geisteswissenschaften dabei spielen, wird sich nicht zuletzt an der praxisnahen Ausbildung der AbsolventInnen entscheiden.

3. Rolle der Geisteswissenschaften in der Wissensgesellschaft

Während traditionelle Arbeitsplätze rationalisiert oder ins Ausland verlagert werden, erheben die wissensbasierten Industrien und Dienstleistungen den Anspruch, neue und nachhaltige, da wissensintensive Arbeitsplätze zu generieren. Daher ist es ein strategisches Ziel der Europäischen Union (EU) für 2010, „to become the most competitive and dynamic knowledge-based economy in the world, capable of sustainable economic growth with more and better jobs and greater social cohesion“ (vgl. Europäische Union 2000). Allerdings ist dieser Übergang zur Wissensgesellschaft mit einem „radikalen Wandel“ der Erwerbsarbeit verbunden. „Ins Zentrum der zukünftigen Arbeitswelt“, so Karin Töpsch, „wird ein neuer Typ von Wissensarbeit treten. Damit verändern sich zugleich die Anforderungen an Qualifikationen, Erwerbsformen und Regulationsstrukturen. Das derzeit gültige Modell der Erwerbsarbeit, das sich stark am so genannten Normalarbeitsverhältnis orientiert, trägt nicht mehr. Was ansteht, ist die Entwicklung neuer Konzepte, die sich nicht nur in ökonomischer, sondern auch in gesellschaftlicher Hinsicht als zukunftsfähig erweisen müssen“ (Töpsch 2000: 1).

3.1 Wissensgestaltung als geisteswissenschaftliche Domäne

Wissen – und vor allem die Reflexion über Wissen, Wissensformen und Wissensproduktion – ist aber eine maßgebliche Domäne der Geisteswissenschaften. Die Wissensgesellschaft hat bisher einen stark technisch-instrumentellen Beigeschmack. Es sind die wissensbasierten Technologien, die im Mittelpunkt der „knowledge-based economy and society“ stehen und die immer stärker unseren Alltag und unser Berufsleben prägen (Informations-, Bio- und Medizintechnologie und Engineering). Dabei wird die soziale, politische und vor allem die kulturelle Dimension von Technologie oft in den Hintergrund gedrängt. Doch neue Technologien sind vor allem eines: Kulturtechniken.⁶ Sie zeichnen sich gerade dadurch aus, dass sie das Technische mit dem

6 „Eine Kulturtechnik befördert die Leistungen der Intelligenz durch Versinnlichung und exteriorisierende Operationsleistungen des Denkens“ (Krämer, Bredekamp 2003: 18).

Symbolischen verbinden und sich damit von den traditionellen Maschinen und Techniken unterscheiden. Das (neue) Wissen steckt dabei vor allem im symbolischen Anteil. Die Wissenschaftsforschung hat in den letzten zwei Jahrzehnten exemplarisch die technischen und symbolischen Praktiken untersucht. Die Invention und Distribution solcher Wissenspraktiken konstituieren die „knowledge-based economy“ im hohen Maße, sei es im wissenschaftlichen Labor, in der Industrieforschung oder auch in kleinen wissensintensiven Unternehmen. Diese Praktiken finden vermehrt Anwendung in Form von Softwareprodukten, intelligenten Objekten oder Analyseverfahren. Dabei überschreiten sie Grenzen, die nicht nur ‚nachhaltig‘ lukrative Geschäfte versprechen, sondern auch Bedenken und Unbehagen generieren, denn sie gestalten Gesellschaft und Kultur massiv um.

Diese problematische Seite der „knowledge-based economy“ wird der Gesellschaft zunehmend bewusst. „Wissenschaft und Technik müssen ihren Vertrag mit der Gesellschaft neu überdenken und mehr noch als bisher ihre Agenda unter Berücksichtigung der Bedürfnisse und Wünsche der europäischen Bürger erstellen. Künftig müssen sie bestimmten grundlegenden ethischen [und kulturellen] Fragestellungen der Gesellschaft Rechnung tragen, Frauen umfassende Entfaltungsmöglichkeiten bieten und Zukunftsfragen antizipieren.“ (EU Kommission 2001: 5). Dies ist durchaus im Sinne der Ökonomie gedacht, denn um das Interesse an und die Akzeptanz von wissenschaftlich-technologischem Fortschritt ist es in Europa nicht zum Besten bestellt, insbesondere in Deutschland nicht.⁷ Wissenschaft und Technologie schwinden zunehmend aus unserem kulturellen Selbstverständnis, und dies hat Folgen, denn dieser Trend verläuft konträr zu den notwendigen Voraussetzungen einer „knowledge-based economy“. Dieser Trend zeigt aber auch an, dass es den wissensintensiven Technologien, Industrien und Unternehmen bisher nicht gelungen ist, sich im kulturellen Verständnis ausreichend zu verankern. Die Verwechslung von Wissen mit Informationen und Daten generiert technokratische Systeme, die kulturelle Aus- und Abgrenzungseffekte zur Folge haben.

7 66% der Deutschen interessieren sich nicht für Wissenschaft und Technik (EU gesamt: 52%) (vgl. EU Kommission 2002).

GeisteswissenschaftlerInnen sind durch ihre Ausbildung in vielfältiger Weise auf die Wahrnehmung und das Verständnis von kulturellen Phänomenen sensibilisiert. Sie sind – so die grundlegende These – gerade hier gefordert, Übersetzungsarbeit zu leisten. GeisteswissenschaftlerInnen können dazu beitragen, die kulturelle Integration der Technologien zu gewährleisten, und zwar auf der Seite der Produzenten und Produkte, nicht etwa erst nachgelagert im Sinne einer Wissenschaftskommunikation. Hier liegt eine Chance, die von den Humanities bereits ergriffen wurde, nämlich aktuelle wissenschaftsbasierte Technologien nicht nur zu erforschen, sondern auch mitzuprägen. Dies kann nur praxis- und anwendungsnah erfolgen, und viele der „freien ForscherInnen“ sehen genau hier ihren Beitrag. Da das akademische System bislang dafür unzureichend gerüstet ist, eröffnet sich ein Gestaltungsraum für freie geisteswissenschaftliche Forschung. Dabei wird diese Ausdifferenzierung geisteswissenschaftlicher Forschung nicht als Konkurrenz zum akademischen System verstanden, sondern sie soll im Gegenteil mit zeitaktueller und praxisnaher Forschung, Lehre und Publikationen zur Erneuerung beitragen. Dass dies nicht in Selbstausbeutung der „freien ForscherInnen“ geschehen kann und darf, versteht sich von selbst. Daher sind geeignete Maßnahmen nötig, um einen freien Forschungsmarkt, eine unterstützende Infrastruktur und einen adäquaten Status zu schaffen, denn die Frage nach einem (Berufs-)bild „Freier ForscherInnen“ ist zugleich die Frage nach einem aktiven Beitrag geisteswissenschaftlicher Forschung zur Wissensgesellschaft.

3.2 Ausrichtung geisteswissenschaftlicher Dienstleistungen

Freie Forschung in Form von geisteswissenschaftlichen Dienstleistungen sollte ein wichtiges Instrument zur Schaffung von originär geisteswissenschaftlich geprägten Arbeitsplätzen für Absolventen sein. Hierbei ist nicht die Rede von Grundlagenforschung, technologieintensiver Forschung, klassischer Forschung und Entwicklung oder geisteswissenschaftlich akademischer Forschung, die Rede ist vielmehr von einem freien Forschungsmarkt, der sich in vielfältiger Weise um Fragen des Transfers, der Reflexion, der Kommunikation, der Sichtbarmachung, der Produktionsformen, der Usability, der interkulturellen epistemischen Unterschiede der „Ressource Wissen“ kümmert und dies in einem anwendungsbezogenen, praxisnahen, reflexiven Forschungsstil leistet. Dieser Markt existiert bereits in seinen Anfängen und

wird aktuell vor allem von WirtschaftswissenschaftlerInnen (Wissensmanagement) und SoziologInnen (Wissenszirkulation) geschaffen. Das Themen- und Problemfeld der freien GeisteswissenschaftlerInnen ist jedoch ein anderes, auch wenn sich mehr oder weniger große Überlappungen abzeichnen. Die Aufgabe der frei forschenden GeisteswissenschaftlerInnen wäre es, den Wert der „Ressource Wissen“ im kulturellen Kontext – kulturell ist hier in einem breiten, sozioökonomischen Sinne verstanden, beispielsweise als Kultur einer Wissensgesellschaft – zu generieren und zu gewährleisten und dafür geeignete, qualitative Wissenspraktiken und Indikatoren zu entwickeln.

Unter dem „Wert der Ressource Wissen“ wird die Fähigkeit verstanden, über den ingenieur- und naturwissenschaftlichen Kontext hinaus, die Situierung, Akzeptanz und Usability der wissensintensiven Produkte und Technologien in der Kultur der Wissensgesellschaft zu verankern. Damit ist nicht die Wissenschaftskommunikation gemeint, sondern im Falle konkreter Produkte, Verfahren und Anwendungen deren kulturelle Einbindung, wie dies von den Wirtschaft- und SozialwissenschaftlerInnen unter deren spezifischer Perspektive bereits geleistet wird. Freie GeisteswissenschaftlerInnen können ihre spezifischen Fähigkeiten einsetzen, um in kulturellen und symbolischen Umfeldern interpretativ, analytisch, historisch, komparativ und reflexiv zu agieren. Praktisch bedeutet dies, das Methodenspektrum der Geisteswissenschaften in marktfähige Formate von Forschung weiterzuentwickeln und für konkrete Anwendungsfälle praxisnah verfügbar zu machen.

Anleihen für die Entwicklung eines marktfähigen Forschungsformates können die Geisteswissenschaften bei der Ethnographie nehmen. In Anlehnung an traditionelle Methoden der Ethnographie wurde „Rapid Ethnography“ als marktfähiges Forschungsformat entwickelt,⁸ das auf vielfältige Weise eingesetzt werden kann, beispielsweise in der Softwareentwicklung: Ein Großteil des zirkulierenden Wissens ist in Software codiert – in Computerprogrammen, aber zunehmend auch in intelligenten Objekten. User- und Weltmodellierung oder die Bildung von Ontologien spielen eine wichtige Rolle. Oft werden hier ad hoc Modellierungen und Klassifikationen gene-

8 „Rapid Ethnography“ nutzt „a collection of field methods intended to provide a reasonable understanding of users and their activities given significant time pressures and limited time in the field“ (Millen 2000: 1).

riert, die sich aufgrund mangelnder Kenntnisse der Anwenderkultur als unzureichend herausstellen. Mit „Rapid Ethnography“ sind Ethnographen in der Lage, Anwenderprofile und -anforderungen zu ermitteln und sie den Programmierern in Form von Wissensmodellen zur Verfügung zu stellen. Das Beispiel verdeutlicht, dass Analysekonzepte der akademischen Forschung als „Rapid Analysis“ für konkrete Anwendungen, Unternehmen und Situationen von freien ForscherInnen genutzt werden können. Mit der „Rapid Ethnography“ als Modell kann sich „Rapid Analysis“ zu einer grundlegenden Wissenspraktik einer wissensgenerierenden, geisteswissenschaftlichen Dienstleistung entwickeln und auch mit akademisch unkonventionellen Methoden arbeiten, wie beispielsweise visuellen Forschungsmethoden. Teilweise werden diese neuen Methoden von freien ForscherInnen bereits entwickelt. Genau hier zeigt sich der Gestaltungsraum freischaffender GeisteswissenschaftlerInnen, aber auch ihre Grenzen innerhalb des Akademischen Systems: „Bislang sind alle Versuche, Geld dafür über die DFG zu beantragen, gescheitert. Es gibt kein Bewusstsein darüber, dass visuelle Forschungsarbeit genauso anspruchsvoll ist, wie schreibende Arbeit“ (Interview 9). Freie ForscherInnen bewegen sich in einem innovativen, praxisnahen Bereich, den die Universität nicht abdecken kann, den sie aber für ihre AbsolventInnen durch eine entsprechende, berufliche Weiterbildung als Gestaltungsraum erschließen kann.⁹ Denn: „Auf meinem Gebiet kann man Geld verdienen, die Uni macht nur Theorien, auf meinem Gebiet laufen die spannenden Dinge aber außerhalb der Universität ab“ (Interview 4). Es sind gerade diese qualitativen Wissenspraktiken und Indikatoren, die das Profil freier, geisteswissenschaftlicher Forschung charakterisieren und die einen eigenständigen Beitrag der Geisteswissenschaften zur Wissensgesellschaft ermöglichen.

9 Das Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Universität Frankfurt geht hier sicherlich den richtigen Weg, indem es die Expertise in neuen Technologien, Internationalisierung, interkulturelle Kompetenzen sowie das analytische Rüstzeug zum Verstehen von Gruppen bzw. „Communities“ sowie der Prozesshaftigkeit solcher Formationen in ihr Curriculum aufgenommen hat (vgl. Ilyes 2002).

3.3 *Tätigkeitsfelder und Marktsegmente freier geisteswissenschaftlicher Forschung*

Forschung zu den Wissenspraktiken sollte im Mittelpunkt freier geisteswissenschaftlicher Forschung stehen. Dabei geht es zum einen um reflexive Forschung über Wissenspraktiken und Indikatoren selbst, andererseits um deren Anwendung als marktfähige Formate von Forschung im Umgang mit der „Ressource Wissen“. Dabei lassen sich zwei Marktsegmente ausmachen: Die Wissensgesellschaft sowie die Hochschule. Die Öffnung des akademischen Forschungsmarktes für antragsberechtigte, geisteswissenschaftliche ForscherInnen könnte ein weiteres Auftragspotenzial erschließen. Vorbild ist hier die freie Forschung im sozial- und politikwissenschaftlichen Bereich. Freie ForscherInnen und Institute führen Erhebungen, Studien und Expertisen zu aktuellen sozio-politischen Fragestellungen durch. Soziopolitische Forschung verfügt über einen Forschungsmarkt der frei zugänglich ist und in dem sich freiberuflich arbeitende Sozial- und PolitikwissenschaftlerInnen engagieren können. Dies fehlt bislang für den Bereich der Geisteswissenschaften.

Neben der Forschung bietet die Vermittlung praxisnaher Forschungsergebnisse ein weiteres Tätigkeitsfeld. Dies kann in Form von Publikationen, Vorträgen, Lehre, Beratung, Begutachtung oder Coaching erfolgen. Diese Vermittlungstätigkeiten können im Marktsegment Wissensgesellschaft eine breite Anwendung finden. Dafür würde aber das Marktsegment Hochschule eine wichtige Rolle spielen, zum einen um die Anbindung der freien ForscherInnen an das akademische System zu ermöglichen, zum anderen um „Outsourcing“ zu betreiben und die ProfessorInnen zu entlasten. Denn wie der Wissenschaftsrat in seiner Stellungnahme zur Entwicklung und Förderung der Geisteswissenschaften in Deutschland feststellt, ist die Belastung allein durch die Gutachterstätigkeit für die Betroffenen so groß, dass die geisteswissenschaftliche Forschung der Universitäten beeinträchtigt ist (Wissenschaftsrat 2006: 98).

Vor allem die Lehre, Qualifikation und berufliche Weiterbildung eignen sich für die Universitäten als Outsourcing-Bereiche. So könnte insbesondere das Modell des „externen Lecturers“ sowohl für die freien GeisteswissenschaftlerInnen als auch für die Hochschule – zur Verbesserung der Lehre und Entlastung des Personals – ein großes Potenzial bieten. Dazu müssten jedoch

sowohl die Honorare verbindlich und auf einem höheren Niveau als bisher geregelt werden, als auch Möglichkeiten für Professoren geschaffen werden, sich bis zu einem gewissen Grad von Lehre ‚freizukaufen‘, wie dies im angloamerikanischen Universitätssystem üblich ist. Die Finanzierung könnte durch die Studiengebühren sowie durch ein leistungsabhängiges „Incentive-System“ der Hochschulen gewährleistet werden. Neben der Lehre wären freischaffende GeisteswissenschaftlerInnen mit entsprechend ausgewiesener Qualifikation auch als „externe Prüfer und Betreuer“ sowie „externe Gutachter“ einsetzbar.

Ein weiterer Tätigkeitsbereich innerhalb der Hochschule wäre die berufliche Vorbereitung der Studenten. Gerade hier können praxiserfahrene GeisteswissenschaftlerInnen einen wertvollen Beitrag leisten. Entsprechende (zertifizierte) Weiterbildungsmaßnahmen können aus dem Akademischen heraus die Berufschancen der AbsolventInnen erhöhen. Der allgemeine Erwerb von „Zusatzqualifikationen“, wie es in dem Text „Geisteswissenschaftler auf dem Arbeitsmarkt“ der Initiative „Jahr der Geisteswissenschaften“ empfohlen wird (vgl. ABC der Menschheit 2007), kann nicht ausreichend sein. Ein geisteswissenschaftliches Studium vermittelt neben dem Wissen einer Disziplin das Handwerkszeug im Umgang mit der Generierung und Vermittlung von Wissen. Es ist dieses ‚Handwerkszeug‘, das GeisteswissenschaftlerInnen für die wissensintensiven Dienstleistungen und die freie Forschungsarbeit qualifiziert und das durch zertifizierte Weiterbildungsmaßnahmen gestärkt werden sollte.

Dieses Marktpotenzial für freie geisteswissenschaftliche Forschung bedarf allerdings der Erschließung, und diese kann von den freien ForscherInnen nicht allein geleistet werden. In Anbetracht der Tatsache, dass unternehmensbezogene, wissensintensive Dienstleistungen als wichtiger Motor für die Wettbewerbsfähigkeit gelten, sollte das Interesse des Staates wie auch der Wirtschaft am Aufbau eines freien Forschungsmarktes zu Wissenspraktiken und Indikatoren hinreichend groß sein. Aber auch die akademischen Geisteswissenschaften sollten ein ausreichendes Interesse daran haben, um ihren StudentInnen über eine adäquate Berufsvorbereitung den Einstieg in den Arbeitsmarkt zu erleichtern. Damit können sie ihrem ‚Manko‘, für einen Markt jenseits des Akademischen auszubilden, der aber bisher in der Lehre nicht adressiert wird, aktiv entgegenwirken. Darüber hinaus kann die freie geisteswissenschaftliche Forschung äußerst befruchtend für die Geisteswissen-

schaften sein, ähnlich den Sekundärwissenschaften in den Natur- und Ingenieurwissenschaften.

4. Sichtbarkeit – gesellschaftlicher und sozialer Status freier ForscherInnen

Der Beitrag, den freie ForscherInnen zur Erschließung eines Marktpotenzials leisten können, ist, für ihre Sichtbarkeit zu sorgen und damit ihren sozialen und politischen Einfluss zur Geltung zu bringen. Dabei handelt es sich um eine soziopolitisch durchaus relevante Gruppe von bis zu einer Viertelmillion potenzieller freier ForscherInnen: nebenberuflich tätige Universitätsangehörige, AbsolventInnen im „System Praktikum“ der Berufsvorbereitung, arbeitslose GeisteswissenschaftlerInnen und Solo-Selbständige. Die Arbeitsweise als Freiberufler, die durch die Digitalisierung der Kommunikation erleichtert und befördert wird, kommt der freien wissenschaftlichen Arbeit entgegen. Sie ermöglicht Unabhängigkeit, eigenverantwortliches Handeln und darüber hinaus qualitätsvolles Arbeiten: „Autonom sein ist ein großer Vorteil. In der Hierarchie geht mein Potenzial unter. Leute wie ich haben da Schwierigkeiten. Selbständigkeit ist für mich keine Notlösung, sondern eine bewusste Entscheidung“ (Interview 4). Unter diesen Arbeitsbedingungen ist qualitätsvolle Forschungsarbeit möglich: „Das selbständige Arbeiten liegt mir einfach, und ich würde mal sagen, da kommt auch eine gute Qualität bei raus“ (Interview 1). Es ist diese Priorisierung der Qualität, die ein weiteres Kennzeichen freischaffender Forschung ausmacht. „Gute Arbeit“ abzuliefern und auch danach beurteilt zu werden, dazwischen bewegt sich der Anreizmechanismus freischaffender Forschungsarbeit. Die freischaffenden ForscherInnen sind befreit vom Bemühen um institutionell begründeten Rang und Status, ein Ziel, das innerhalb der Universitäten schnell zu einem mit der eigentlichen Forschungsarbeit konkurrierenden Ziel werden kann.

Es spricht also viel dafür, ein eigenständiges Berufsbild „Freie (geisteswissenschaftliche) ForscherIn“ zu entwickeln und es gesellschaftlich wie berufsständisch zu verankern. Formal gesehen gehört der Beruf der „Freien (geisteswissenschaftlichen) ForscherInnen“, so wie die künstlerischen oder schriftstellerischen Tätigkeiten, zu den Tätigkeitsberufen. Ebenso wie es un-

terschiedliche Berufsbezeichnungen für künstlerische Tätigkeiten gibt, sollte die Berufsbezeichnung „Freie ForscherIn“ – neben den wissenschaftlichen Tätigkeitsberufen des Gutachters, Dozenten, Erfinders oder, allgemein, Wissenschaftlers – etabliert werden. Diese Berufsbezeichnungs- wie Profildefinition setzt jedoch eine starke Interessensvertretung seitens der freischaffenden ForscherInnen voraus, denn sie teilen das Problem Freischaffender, das in der Individuation liegt: Als Einzelpersonen oder im Zusammenschluss mit einigen wenigen Kollegen sind das Arbeiten und die Präsenz auf singuläre und lokale Einflusssphären beschränkt.

Bislang gibt es in Deutschland nur eine punktuelle Interessensvertretung für die Gruppe der Lehrbeauftragten an Universitäten durch die Gewerkschaften, beispielsweise durch die Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW) in Berlin. Diese gewerkschaftliche Interessensvertretung beschränkt sich auf die Forderung nach besseren Arbeitsbedingungen für Lehrbeauftragte an den Universitäten und bezieht sich damit nur auf einen kleinen Teilbereich freier wissenschaftlicher Arbeit, nämlich auf die wissensvermittelnde Tätigkeit innerhalb des Marktsegments wissensintensiver Dienstleistungen an Hochschulen. Prinzipiell wären freie ForscherInnen als Selbständige auch bei ver.di vertreten, die sich mit ihrer Tochtergesellschaft Mediafon um die Organisation und Mobilisierung Selbständiger im Allgemeinen bemüht. Dort sind sie aber als eigene Berufsgruppe noch nicht sichtbar geworden, weshalb die Beratungs- und Weiterbildungsangebote bisher nicht auf ihre speziellen Bedürfnisse zugeschnitten sind. Was für die Realisierung eines gesellschaftlichen und sozialen Status benötigt wird, ist daher eine Interessensvertretung für freie ForscherInnen – oder allgemeiner – für freie WissenschaftlerInnen, die nicht an diese bestehenden Strukturen anknüpft, sondern darauf ausgelegt ist, eigene Strukturen zu schaffen. Wie Erfahrungen von ver.di bei der Mobilisierung der „neuen Selbständigen“ zeigen, steht zu Beginn der Mobilisierung einer solchen Interessensgemeinschaft die Identifikation kollektiver Bedürfnisse.

Schritt 1: Zur Artikulation dieser Bedürfnisse bedarf es zunächst einer Kommunikationsplattform. Dies muss noch nicht in einem institutionellen Rahmen stattfinden, zunächst würde eine Vernetzung der Zielgruppe über eine Internet-Plattform ausreichen. Hier könnten über den Austausch von Infor-

mationen zu den zentralen Fragen des Marktes, der Sichtbarkeit und der Infrastruktur Ideen gesammelt und vorstrukturiert werden.

Schritt 2: In einem nächsten Schritt können im Rahmen eines Workshops relevante Akteure aus den Bereichen der Interessensvertretungen der „neuen Selbständigen“ sowie der etablierten freien Berufe, aus der Forschungs- und Wirtschaftsförderung und den Universitäten zusammen mit den freien ForscherInnen an ‚einen Tisch‘ gebracht. Im Austausch der freien WissenschaftlerInnen untereinander und mit den gesellschaftlichen Akteuren könnten Verbündete identifiziert, Problemfelder und Handlungsoptionen fokussiert werden.

Schritt 3: Werden diese Ergebnisse nach außen kommuniziert, ist dies ein erster Schritt, um die freien ForscherInnen ins öffentliche Bewusstsein zu rücken und eine öffentliche Debatte über die mit freier Forschung verbundenen gesellschaftlichen Problemlagen anzustoßen. Ein weiterer Workshop könnte als Auftaktveranstaltung den Prozess der Sichtbarmachung einleiten, an dessen Ende die Schaffung einer Interessensvertretung mit stabilen Strukturen steht, wie sie KünstlerInnen, AutorInnen oder ArchitektInnen über Jahrzehnte aufgebaut haben. Als Vorbild kann hier der Berufsverband Bildender Künstler (BBK) dienen, der mit seinen Errungenschaften den sozialen Status von KünstlerInnen entscheidend verbessert hat. (Berufs-)verbände fungieren als wichtige Knotenpunkte im sozialen und ökonomischen Netz freischaffend Tätiger. Sie informieren, bieten Weiterbildungsmöglichkeiten, vertreten die Interessen, schaffen Standards, Markttransparenz und Infrastrukturen, kurz: sie generieren ein sichtbares (Berufs-) Bild.

5. Infrastruktur – Realisierung freier Forschungsarbeit

Neben der Sichtbarkeit (Berufsbild, Interessensvertretung) ist die Infrastruktur für die Realisierung freier Forschungsarbeit der zweite wichtige Stützpfeiler. Die Sichtbarkeit in Form von organisierten Strukturen bildet hier die Voraussetzung, um geeignete Infrastrukturen aufzubauen und zu etablieren. Angepasst an die Bedürfnislage der jeweiligen Tätigkeitsfelder kann die Infrastruktur unterschiedliche Ausprägungen annehmen. Die Identifizierung

der spezifischen Bedürfnislage ist ein vorrangiges Ziel des (zukünftigen) kollektiven Austausches und der Vernetzung freier ForscherInnen. Daher kann hier nur auf einige Aspekte hingewiesen werden.

Die meisten der interviewten WissenschaftlerInnen haben sich einen Arbeitsplatz außerhalb der Universitäten geschaffen. Sie haben entweder Einzelbüros angemietet oder aber Bürogemeinschaften gegründet. Dies erhöht einerseits die Sichtbarkeit und sichert gleichzeitig den Zugang zu Infrastruktur. Mit den Bürogemeinschaften folgen sie einem Modell, das sich bei den etablierten freien Berufen bereits bewährt hat: „Ideal wäre es eine Bürogemeinschaft zu haben, ich würde auch gerne im Team arbeiten. Man muss sich dann nicht um jede Kleinigkeit selbst kümmern, sei es der Computer, das Telefon. Eine Infrastruktur zu haben, z.B. auch den Zugang zu Datenbanken, wäre eine gute Voraussetzung für die freiberufliche Forschungsarbeit“ (Interview 6). Im Sinne einer Existenzgründungsinitiative „Freie Forschung“ wäre beispielsweise subventionierter Büroraum – ähnlich den Atelierprogrammen – wünschenswert.

Die Besonderheit freier Forschung besteht im Moment darin, dass die freischaffend Tätigen auf feste Löhne samt Arbeitgeberanteil an der Sozialversicherung verzichten und darüber hinaus keine Zugangsrechte zu (öffentlich finanzierten) akademischen Infrastrukturen und Ressourcen haben. Einige dieser Ressourcen sind durch persönliches Engagement kompensierbar, andere nicht. Nicht kompensierbar für die einzelne, freischaffende ForscherIn ist der Zugang zu Förderprogrammen, zu elektronischen Ressourcen wissenschaftlicher Journale und Datenbanken (die nur noch über öffentliche Bibliotheksarbeitsplätze erreichbar sind) sowie zu Equipment. Alle drei forschungswichtigen Ressourcen bedürfen entweder der Universität als Schnittstelle oder – im Zuge der Erschließung eines freien Forschungsmarktes und der Etablierung von Forschung als wissengenerierende und wissensintensiver Dienstleistung – einer eigenen unabhängigen Infrastruktur, die von einer Interessensvereinigung „Freie ForscherInnen“ verwaltet werden könnte. Die Rede ist von einer „zentralen Geschäftsstelle“, über welche die Mitglieder (qualifizierte freie ForscherInnen) Förderanträge einreichen können, die bewilligte Forschungsgelder verwaltet, die über Abonnements für elektronische Ressourcen verfügt und diese den Mitgliedern zugänglich macht und die einen Verleihpool an technischem Equipment bereithält. Diese „zentrale Geschäftsstelle“ kann Berufsversicherungen abschließen und ihren Mitgliedern

weiterreichen sowie Qualitätskriterien „guter freier Forschung“ definieren, um Vertrauen und Sicherheit für die Auftraggeber zu gewährleisten.

Ein Vorteil von Berufsverbänden und Kammern ist, dass sie Honorare und Normverträge empfehlen bzw. festlegen können. Veronika Mirschel von ver.di weist allerdings darauf hin, dass Honorarempfehlungen dem Kartellrecht unterliegen und nur von Mittelstandsvertretungen ausgesprochen werden dürfen. Zum einen ist die Gründung einer Mittelstandsvereinigung aber ein langwieriger Prozess und zum anderen besteht bei Honorarempfehlungen stets die Gefahr von Abmahnungen (wegen gesetzeswidriger Kartellabsprachen). Nichtsdestotrotz ist für Selbständige Markttransparenz ein überlebenswichtiger Faktor, um nicht in die Dumpingpreisfalle zu stolpern. Hier kann die Universität Hilfestellung leisten, indem sie allgemein gültige und leistungsadäquate Honorarregelungen für externe Lehrbeauftragte, Forscher, Gutachter etc. festlegt. Diese Honorare könnten sich dann auch auf dem freien Markt durchsetzen.

Zur Realisierung freier Forschungsarbeit gehört über die Finanzierung des Lebensunterhalts hinaus auch die soziale Absicherung. Dies ist umso wichtiger, als für die „hochqualifizierten AlleindienstleisterInnen“ momentan „mehrheitlich ein niedriges und überdies stark schwankendes Einkommen charakteristisch“ ist (Betzelt 2006: 13). Die Interviewten repräsentierten dabei die typischen Einkommensspektren freiberuflich Tätiger, die sich in drei Klassen einteilen lassen: Freischaffende, die ihren Lebensunterhalt verdienen und mit einem Einkommen nahe der Armutsgrenze auskommen müssen; Freischaffende, die ihren Lebensunterhalt decken, aber keine Vorsorge treffen können; Freischaffende, die ihren Lebensunterhalt sowie Vorsorge finanzieren können. Letztere sind eher die Ausnahme, da in Deutschland die Hürden für eine freiwillige Kranken-, Arbeitsunfähigkeits-, Renten- und Arbeitslosenversicherung hoch sind.¹⁰ Aufgrund dieser charakteristischen Einkommens-

10 Die freiwillige Arbeitslosenversicherung z.B. ist auf diejenigen zugeschnitten, die unmittelbar vor der Beantragung pflichtversichert waren. Bedingung für die Aufnahme ist u.a., dass in den zwei Jahren zuvor mindestens zwölf Monate lang Pflichtbeiträge gezahlt wurden. Denjenigen, die zuvor beispielsweise mit einem Stipendium promoviert oder habilitiert haben oder sich aus der aktuellen Selbständigkeit heraus freiwillig versichern möchten, bleibt der Zugang verwehrt.

situation und der noch schwachen Marktposition sind freie ForscherInnen auf Unterstützung angewiesen. Die Tatsache, dass sie diese Merkmale mit den freien Berufen der Künstlersozialkasse (KSK) teilen, wäre ein Argument dafür, auch die freien ForscherInnen in die Künstlersozialversicherung mit einzubeziehen. Neben der charakteristischen Einkommenssituation ist es aber auch die Art der Tätigkeit, nämlich die „schöpferische Tätigkeit“, die freien ForscherInnen den Zugang zu KSK eröffnen sollte. Die KSK wird schließlich nicht nur als „eine sozialpolitische, sondern auch eine kulturpolitische Errungenschaft“ verstanden, weil damit „die schöpferische Aufgabe von Künstlern und Publizisten als wichtig für die Gesellschaft anerkannt“ wird (Künstlersozialkasse 2007). Die Förderung freier wissenschaftlicher Tätigkeit – sowohl als forschende wie als vermittelnde Tätigkeit – als gesellschaftliche Aufgabe zu sehen, wäre die logische Konsequenz aus der Erkenntnis, dass Wissen und dessen schöpferische Nutzung und Weiterentwicklung für unserer Gesellschaft als Wissensgesellschaft eine entscheidende Rolle spielt. Ähnlich wie in den 1970er Jahren bei den KünstlerInnen und publizistisch Tätigen ist hier politischer Handlungsbedarf angezeigt.

Schließlich bedarf es geeigneter Förderprogramme für freie ForscherInnen, um den freien Forschungsmarkt zu erschließen; zum einen um – gemeinsam mit den Universitäten – geisteswissenschaftliche Methoden als marktfähige Forschungsformate weiter zu entwickeln, zum anderen um berufliche Weiterbildungsmaßnahmen von geisteswissenschaftlichen StudentInnen für freie Forschung zu konzipieren und schließlich um die Marktpotenziale von geisteswissenschaftlicher Dienstleistung genauer zu untersuchen.

Literatur

- ABC der Menschheit*, 2007: Geisteswissenschaftler auf dem Arbeitsmarkt. <http://www.abc-der-menschheit.de>
- Bammé, Arno*, 2004: Individuum und Gesellschaft heute. REPORT 27: 132–137. <http://www.die-bonn.de/doks/bamme0401.pdf>
- Bell, Daniel*, 1973: *The Coming of Post-Industrial Society. A Venture in Social Forecasting*. New York: Basic Books.
- Betzelt, Sigrid*, 2006: Flexible Wissensarbeit: AlleindienstleisterInnen zwischen Privileg und Prekariat. ZeS-Arbeitspapier. Universität Bremen: Zentrum für Sozialpolitik. Bremen.
- Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF)*, 2001: Kurzbericht: Das Studium der Geisteswissenschaften. Eine Fachmonographie aus studentischer Sicht. Bonn.
- Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF), 2005a: Grund- und Strukturdaten (GS) 2005. Bonn
- Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF)*, 2005b: *Forschung und Innovation in Deutschland 2005*. Bonn.
- Daxner, Michael*, 1999: *Die blockierte Universität. Warum die Wissensgesellschaft eine andere Hochschule braucht*. Frankfurt/New York: Campus.
- Europäische Union*, 2000: Lisbon European Council 23./24.04.2000, Presidency Conclusions. http://www.europarl.europa.eu/summits/lis1_en.htm
- Europäische Kommission*, 2001: Aktionsplan Wissenschaft und Gesellschaft. KOM(2001)714. Brüssel.
- Europäische Kommission*, 2002: *Wissenschaft und Technik im Bewusstsein der Europäer*. FTE Info Sonderausgabe. Brüssel.
- Herbert, Ulrich*, 2007: Innenansichten: In der Forschung hui, in der Lehre pfui. Mitteilungen der Alexander von Humboldt-Stiftung, 17.10.2007. http://www.avh.de/kosmos/titel/2007_010.htm
- Ilyes, Petra*, 2002: Abschlußbericht zur empirischen Studie Qualifikationsprofile in Wissenstransferberufen für das Projekt „Ausbildungsziel Wissenstransfer“. Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt a.M. <http://www.publikationen.ub.uni-frankfurt.de/volltexte/2007/5084/>
- Interessengemeinschaft Externer LektorInnen und Lektoren und Freier WissenschaftlerInnen*, 2000: Endbericht des Forschungsprojekts „Zwischen Autonomie und Ausgrenzung? Zur Bedeutung Externer Lehrer und Freier Wissenschaft an österreichischen Hochschulen“. Institut für Zeitgeschichte, Wien. <http://www.univie.ac.at/IG-LektorInnen/ZwischenAutonomieundAusgrenzung.pdf>
- Institut für Freie Berufe (IFB)*, 2006: Zahlenmäßige Struktur der Selbständigen in Freien Berufen (01.01.2006). http://www.ifb.uni-erlangen.de/statistik/statistik_zehlstruk_de.htm
- Krämer, Sybille und Horst Bredekamp*, 2003: Kultur, Technik, Kulturtechnik. S. 11–22. In: *Dies.* (Hg.): *Bild, Schrift, Zahl*. München: Fink.
- Künstlersozialkasse*, 2007: Kurzcharakteristik der KSK. <http://www.ksk.de>

- Meyer-Renschhausen, Elisabeth*, 2004: Low Budget Academics. *Gegenworte* 14: 64-66
- Millen, David*, 2000: Rapid Ethnography: Time Deepening Strategies for HCI Field Research. S. 280-286. *Proceedings of the Conference on Designing Interactive Systems: Processes, Practices, Methods, and Techniques*. New York: ACM Press.
- Rambach, Anne* und *Marine Rambach*, 2001: *Les intellos précaires*. Paris: Fayard.
- Schulze Buschoff, Karin*, 2007: „Neue Selbständige“ und soziale Sicherheit – ein europäischer Vergleich. *WSI-Mitteilungen* 7: 387-393.
- Töpsch, Karin*, 2000: Zusammenfassung der Projektpräsentation, Workshop „job-net-online“. Akademie für Technikfolgenabschätzung, 26.09.2000. Heilbronn <http://www.job-net-online.de/pdf/toepsch.PDF>
- Ver.di*, 2004: Mediafon. Beratungs- und Kooperationsprojekt für Selbständige. 8/2004. <http://www.mediafon.net>
- Wissenschaftsrat*, 2006: Empfehlungen zur Entwicklung und Förderung der Geisteswissenschaften in Deutschland. Januar 2006 (Drs. 7068/06). <http://www.wissenschaftsrat.de/texte/7068-06.pdf>